

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 2

Artikel: Hanny
Autor: Valet, Beat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hanny

Von Beat Valet

Illustriert von E. Welti

Im Tagesanzeiger von Bodensee stand in kräftig umrandeter Spalte zu lesen:

«Für bildhübsches, liebes, gebildetes Fräulein, 23, mit 10,000 Fr. Barvermögen, wird mangels anderer Gelegenheit hiermit ein seriöser, aufrichtiger Ehekamerad gesucht.

Offerten wolle man gefl. unter „Elvira“ an die Expedition des Blattes adressieren.»

In der Zeit, wo dieses Inserat erschien

– es sind etwas über vierzig Jahre her – war ein Heiratsgesuch in der Zeitung noch nicht etwas so Alltägliches wie heute, und es wurde sicher nur von wenigen der aufmerksamen Lesergemeinde übergangen. Und wenn man etwa darüber sprach, mag es zwiefältig gewesen sein: In der Familie vielleicht mehr abschätzend, verurteilend, am Biertisch spasshaft, mit witzigen Perspektiven. Es mag sich aber auch manch ein Stiller allein mit der gedruckten Lockung für ein einsames Herz und einen schwind-

süchtigen Geldbeutel beschäftigt und solche verarbeitet haben.

So ein Stiller war ich.

Mit knapp zwanzig Jahren verwaist und Herr eines kleinen Fabrikationsgeschäftes geworden, schlug ich mich nun schon ein paar Jahre recht und schlecht mit den Sorgen eines finanzmageren Betriebes durch. Mein Einkommen nährte mich allerdings ganz ordentlich, aber ich kam für eine Entwicklung des Geschäftes nicht ab Fleck. Es fehlten mir... Nun, es fehlten mir ausgerechnet ungefähr zehntausend Franken!

Es würde meine persönliche Veranlagung nun aber zu Unrecht verurteilt worden sein, wenn man meinem flammenden Interesse für die Heiratsannonce einzig die Gier nach dem Geld unterschoben hätte. Tiefer und packender griff das «bildhübsche, liebe Fräulein» des Inserates in mein Innerstes hinein.

Ich war in Sachen Frauenliebe unbeholfen und schüchtern, und diese musste schon einmal in irgendeiner Art, sicher aber nicht auf dem geraden Wege, zu mir kommen und sich mir an den Hals werfen, bevor ich das Maul auf tun und zugreifen durfte. Und jetzt war nun ein Angebot da wie für eine Ware. Ich durfte vorerst einmal Offerte machen. Schriftlich. Noch versteckt. Das passte mir. Denn schriftlich war ich beredt, und ich riskierte dabei nicht, über eine blödsinnige Gesprächsverlegenheit zu stolpern. Das Gespräch würde ja einmal kommen, aber bis dahin konnte ich mit dem geschriebenen Wort vorwärmen, konnte eine vertraute Stimmung schaffen. Und wenn ich dann beim ersten Rendez-vous nicht gerade stumpfsinnig dumm tat und dem «bildhübschen, lieben» Fräulein gefiel, so konnte sich ein grosses Glück ohne vorangegangene marternde Herzensnöte ereignen.

Ich schrieb. Ein warmes Briefchen mit ungesuchten Ausdrücken. Ich schrieb von meinem Alleinsein, von einer lieben Mutter, der ich nachtrauere, von meinem Sehnen nach einer eigenen Häuslichkeit und einem Menschen, mit dem ich

die Sonne und den Schatten des Lebens teilen möchte...

In der Zeit, wo ich auf Antwort wartete, nahm ich das Inserat immer wieder hervor und las es dutzendemal, und las es von Mal zu Mal mit zunehmender Ernüchterung.

Ich hätte nicht schreiben, auf die Lockung nicht reagieren sollen. Der Bierisch mochte recht haben. Es war kein reelles Gesuch. Vielleicht eine Leimrute für Gimpel, die irgendein Spassvogel in die Zeitung hängte, um seinen Trinkkollegen einen lustigen Abend zu verschaffen.

Herrgott!... und ich hatte meinen vollen Namen hinausgegeben! Es kroch mir heiss über den Rücken.

- - - - -

Nach zwei unruhigen Wochen ging mir eine Antwort zu. Das gefütterte, hellblaue Briefchen lag bei meiner Morgenpost. Markante, sichere, steife Züge, ohne jedes schnörkelnde Anhängsel, hatten meine Adresse darauf geschrieben. Mit leisem Herzklopfen riss ich die Hülle auf und las:

«Sehr geehrter Herr!

Aus einer Unzahl eingegangener Schreiben habe ich das Ihrige als das Ansprechendste herausgegriffen. Es berührt mich vor allem sympathisch, wie lieb Sie von Ihrer heimgegangenen Mutter reden. Und ich denke mir, ein guter Sohn könne auch nur ein herzensguter Mensch sein. Ich bringe Ihnen Vertrauen entgegen und ich möchte Sie kennenlernen. Wenn es Ihnen recht ist, so erwarte ich Sie gerne morgen nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr zu einem kleinen Besuch bei mir.

Mit achtungsvollem Gruss!

Hanny Frei.

Sternenstrasse 35/1. Etage.»

So, jetzt fasste mich das Schicksal am Kragen! Sollte ich ausreissen, solange der Griff noch locker war, oder sollte ich schlau tun und mich scheinbar willig schubsen lassen, solange es mir gefiel? Zum mindesten genoss ich dabei ja den prickelnden Reiz eines beginnenden

Abenteuers, das ich schon so oft erträumte und – fürchtete, wenn es Miene machte an mich heranzutreten!

« Hanny ... Hanny Frei ... », das klang bieder, ungeschminkt. Solider als das glitzernde, zirkushafte Elvira des Inserates. Warum nur ein schlichtes, heimeliges « Hanny » sich solch eines Decknamens bediente?

- - - - -

Am nächsten Morgen drückte ich mich vorsichtig in der Sternenstrasse herum und suchte Nr. 35. Ich wollte mir einen Eindruck holen von dem Hause, das mir Verhängnis oder Glück werden konnte. Es sah gut aus: ein gepflegter, grosser Vieretagenbau mit langen Fensterreihen und schmalen Vorgärtchen auf der Strassenseite. Schmucklos, nüchtern, aber massiv.

Einer unsaubern Lotterigkeit hätte ich vielleicht für immer den Rücken gekehrt.

Mittags stand ich sauber gebürstet und mit kurzem Atem vor den Milchglas-scheiben der breiten Korridortür und brachte mit sachtem Druck die Klingel in grösseren Aufruhr, als ich es für nötig fand. Immerhin ging etwas Forsches daraus hervor, das flugs auch in meine seelische Verfassung übergriff und mich zu einer ganz braven, männlichen Haltung straffte.

Ein Engel schloss mir auf. Ein wirklich bildschönes Geschöpf mit grossen, braunen Augen im zarten, schmalen Oval eines weissen, rosig angehauchten Gesichts.

Eine ranke, noch sehr jugendliche, scheinbar noch knospende Figur. Ich hätte sie keine zwanzig geschätzt.

« Fräulein Frei? » – « Wirklich? », musste ich doppelt fragen, weil ich nichts anderes fand, um über die Verlegenheit hinwegzukommen, die mich nun doch erfasste und die sichtlich auch sie umfing, als sie mich in das Besuchszimmer führte.

Einen peinlichen Augenblick lang fand keines das beginnende Wort. Bis sie, als die Gewandtere in der Situation, dann die Rede in Fluss brachte und anfang

von sich zu erzählen: Sie sei tagsüber gewöhnlich allein zu Hause, denn die Eltern betreiben in der Stadt zusammen ein Geschäft. Die Brüder, alle erwachsen, leben auswärts in Stellung. Einer studiere auf der Universität. Sie selbst sei übrigens immer auch nur vorübergehend da, in der Zeit, wo sie als Sekretärin von Saisonhotels unbeschäftigt sei.

Dann kam sie, weil es die Lage der Dinge nun einmal erheischte, nach offener Überwindung auf das Nahe-liegendste zu sprechen: auf die Veranlassung unseres Zusammenseins. Sie dränge ganz weg von Hause. Die Eltern führen eine unglückliche Ehe. Täglicher Zerwürfnis und oft grosser Streit hätten das Familienleben zerrissen. Die Kinder seien natürlich immer inmitten der Geschehnisse gestanden und hätten dabei eine vergiftete Jugend genossen. Eine Parteinahme für das eine oder andere des Elternpaares könne sich nicht durchsetzen, denn wenn es streitend auch immer an zwei Enden reisse, so werde es solidarisch in der Abwehr, wenn sich die Kinder einmischen wollen. So habe es mit der Zeit Liebe und Achtung seines Nachwuchses verloren. Und was flügge geworden sei, habe aus dem Hause gedrängt...

Über all der Rede und den Bekenntnissen und Klagen – auch ich konnte von einer unglücklichen Mutter erzählen – war zwischen uns jungen Menschen eine vertrauliche Stimmung aufgekommen. Schon vergassen wir, dass wir uns vor einer knappen Stunde noch fremd waren, und schon fanden wir uns über dem unvermeidlichen, in Plüsch gefassten Photographiealbum zu gemeinsamen Freunden und Bekannten und damit zu einer fast verwandtschaftlichen Verbundenheit.

Es war kein molliger Komfort in der Stube, und wir sassen auf den steifen, hochrückigen Strohsitzstühlen und vor dem dünnbeinigen, runden Damenbrettischchen nicht gerade behaglich. Und es ging mir durch den Kopf, dass Hanny (schon sprach ich sie in Gedanken so

an!), wenn sie einmal selbst bestimmen konnte, sich (uns!) sicher ein wärmeres Heim schaffen würde. Mit ihrem Geschmack und mit ihrem – Geld!

Ein herzliches « Auf Wiedersehen morgen nachmittag 3 Uhr im Museumspark » und ein warmer Händedruck beschlossen den Nachmittag, der schon in den Dämmer überging, als mich das liebliche Fräulein in ihrem duftigen, himmelblauen Volantröcklein bis zum Erdgeschoss des Hauses begleitete.

- - - - -

Fast habe ich in der Folge mein Geschäft etwas vernachlässigt und mein Bureaufräulein empfing mich oft mit vorwurfsvollen, strafenden Augen, wenn ich den ganzen Nachmittag verblaut hatte und abends erst knapp vor Arbeitschluss noch auf einen Sprung im Kontor erschien, um nervös in unwichtigen Papieren zu kramen.

Ich konnte ja frei über meine Zeit verfügen, und ich vermochte mein Verlangen, Hanny immer und immer wieder zu sehen, kaum zu dämmen. Zwei, drei Male gingen wir zusammen über Land, auf die die Stadt überragende Höhe hinauf, oder an den See hinunter, und am vierten Male küsstest wir uns auf der Heimfahrt in der verschwiegenen Ecke eines Zweitklassabteils, das ich mir für mein erwartetes Glück listig « gepachtet » hatte. Sonst fuhr ich dritter!

Jetzt waren wir verlobt. Und jetzt eröffneten wir unsere bisher verstohlen gepflegte Liebe auch den Eltern. Wir machten damit aber keinen merklichen Eindruck und genossen keine grosse Anteilnahme. Ihr Sinn war stumpf geworden, und sie brachten kein Gefühl mehr auf für Liebes und Schönes.

- - - - -

Wenn zwei sich verloben, so setzen die bösen Zungen ein, gegen das eine oder das andere, oder gegen beide. Durch Aufbauschungen, Verleumdungen und üble Rede jeder Art, gewöhnlich nur vom « Hörensagen », wird das Verlöbniß auseinanderzureissen versucht,

und die Infamie kann dort etwa gelingen, wo die Liebe schwach gekittet ist.

In unserm Falle wurde in erster Linie das « schöne Fräulein Frei » angeworfen. Die Frau! Denn mich « kannten » die Mäuler weniger, und dann geht es ja mit dem Manne nie so peinlich ins Gericht! An allen Studentenbällen und wo eine Hose schwingt, mache der « Affe » mit. Man sehe nur, wie sie kotzebleich ausschaue, wenn sie einmal nicht gemalt sei. Und es sei merkwürdig, wie das hochnäsige Fräulein von Zeit zu Zeit so ganz spurlos aus der Stadt verschwinde! Von den finanziellen Schwulitäten der Alten wolle man gar nicht reden. Man solle nur auf dem Betreibungsamt fragen. Da könne sich ein geangelter Schwiegersohn schön den « Topen » verbrennen! Sogar mein alter, freundlicher Briefträger, der mich von Bub auf kannte, machte sich « väterlich » an mich heran: er könnte reden, reden, wenn das Postgeheimnis nicht wäre...

So flogen Steine und allerart Dreck in das Liebesgärtchen, das ich für Hanny pflegte, und ich mühte mich, wie ein guter Gärtner immer wieder, den Unrat hinauszuerwerfen.

- - - - -

Ich habe mit Hanny nie über das Inserat und damit natürlich auch nicht über die 10,000 Franken gesprochen. Einmal verbot es mir die Scham, und dann dachte ich mir, es werde im gegebenen Moment von ihrer Seite schon eine Eröffnung kommen. An die missliche finanzielle Lage der Schwiegereltern musste ich ja schliesslich glauben, aber ich legte mir zurecht, dass irgendein gesichertes Vermächtnis zugunsten der Tochter Hanny existiere und dass das betreffende Geld mit deren Heirat zur Auszahlung fällig werde...

Ganz unversehens platzte dann das eingekapselte Geheimnis eines Tages, und das kam so:

Hanny fabrizierte das meiste ihrer Garderobe selbst, und sie war immer adrett und gut gekleidet. Nur für schneidermässiges Winterzeug langte ihre

laienmässige Fertigkeit nicht, und als es mit den Sommerfährnchen aus war und der Herbst nach wärmern Hüllen rief, wunderte ich mich ein bisschen, dass sich meine Braut von einem sehr mitgenommenen, zopfenden Mantel mit ausgeweiteten Knopflöchern nicht trennen wollte. Ich stiess mich schliesslich tatsächlich daran und konnte es nicht mehr verhalten, zu tüpfen, dass die Anschaffung eines neuen Mantels keine Verschwendung wäre. «Ich sähe dich wirklich gern darin», meinte ich schmeichelnd. «Wenn dir die Eltern nichts anschaffen, so hast du doch sicher etwas eigenes Geld, nicht?»

Wir liefen nebeneinander und schauten geradeaus. Mein Wunsch, meine Anspielung blieben ohne Antwort. Stumm schaute Hanny vor sich hin. Da lief ich ihr einen Schritt vor und sah in ihr Gesicht. Und sah darin eine grosse Tränenperle, die aus tieftraurigem Auge über das weiche Nasengrübchen herabkollerte.

«Um Gottes willen! Hanny, was hast du?» Ich musste ihr Zeit geben, bis sie mir in gequälter, schluckender Rede ihr Unvermögen eingestand, einen Mantel anschaffen zu können. Sie besitze von ihrer Sommerstelle her sozusagen keinen Rappen mehr, denn sie habe alles den bedrängten Eltern abgeliefert...

Ich hätte mich ob dem Jammer, den ich bei meiner Verlobten verursachte, im Moment prügeln können. Sie tat mir herzlich leid. Dann aber, nach einer Weile, in der wir schweigend den Weg verfolgten, liess ich doch den Teufel, der auf meinem Genick hockte, an mein Ohr herankommen und mir zuflüstern: Und die «10,000 Franken Barvermögen»? Du Löl!

Ich zitterte vor Angst, dass mir jetzt ein Wort über das unselige Inserat entwischen könnte, und dass ich vielleicht schon im nächsten Augenblick in der Lage sein würde, das geliebte Wesen an meiner Seite einer Lüge, wenn nicht gar einer gemeinen Handlung zeihen zu müssen.

Ich fürchtete die Gewissheit, denn sie



Lucy 5. IV. 1925.

Rickenbach

Federzeichnung

konnte zum Sterben meines Glückes werden. Aber es war sicher alles doch ganz anders, ganz natürlich! Die gerade, klare, saubere Hanny log nicht!

Wie konnte ich nur an sie herankommen, ohne das Inserat zu berühren und sie zu einer Äusserung in der brennenden Frage zu veranlassen?

«Hanny! Wie war das eigentlich in deiner letzten Stelle im Berner Oberland? Da hast du als Sekretärin des vornehmen Hotels doch sicher gut verdient? Und als flottes Töchterchen wohl manchen schönen Trinkgeldschnitt gemacht? Es gibt ja immer etwa einen reichen, verliebten Schwerenöter, der gelegentlich eine Note ins Bureau spicken lässt, wenn etwas Hübsches darin sitzt! Trinkgeld à discrétion! Denn in die Hand gibt man die Münze ja nur der Serviermam-

sell oder dem Portier! Oder hat dir gar so ein „Hotelonkel“ ein Legat gemacht? Das soll ja auch vorkommen – und zwar im besten Sinne. Es ist nicht immer etwas Schlechtes dabei. Ich habe da schon allerhand gehört von gutmütigen, alten Käuzen, die aus ihrem Überfluss ein ihnen sympathisches, armes Mädchen aussteuerten...»

Hanny durchschaute meine ausgeklügelte Diplomatie nicht und lachte: «Nein, nein! so dick habe ich nicht verdient. Ein Glücksvogel, dem ein Erbonkel nachlief, war ich auch nicht. Und den aufgestieften Laffen, die mit mir zum Zeitvertreib zu tändeln versuchten, machte ich eine lange Nase. Unser Direktor Xander, der mir übrigens als verheirateter Mann auch, und oft fast unerträglich, den Hof machte, schalt mich immer als Eiszapfen und meinte, mit meiner Hochnäsigkeit werde ich niemals zum Heiraten kommen. Als ich einmal



Rickenbach

Bleistiftzeichnung

einwarf, dass bei meinen misslichen häuslichen Verhältnissen und bei meiner Mittellosigkeit kaum jemals ein Mann um mich freien würde, sagte er, er möchte es mit einem Heiratsgesuch für mich probieren. Ob ich es ihm gestatte. Es wäre interessant, zu erfahren, wer und was in meiner Stadt alles eine hübsche Frau haben wollte.

Ich sagte nicht ja und nicht nein und nahm die Sache als Scherz. Bis dann Xander eines Tags mit einem Bund an „Elvira“ adressierter Offertbriefe ins Bureau kam und mir den Segen aufs Pult schichtete. Er hatte hinter meinem Rücken ein Inserat losgelassen.

Die Zerpflückung der Briefe war für mich und Direktor Xander, der mitzuhelfen wünschte, ein Gaudi. Manche der Angebote gingen übrigens selbst auch auf ein Gaudi aus, indem sie sich in lustiger Anhimmlung der „schönen Elvira“ übertaten.

Kaum ein paar Schreiben waren wirklich ernst gehalten. Eines, ein einziges aber trat aus allen hervor und machte mich besinnlich. Ich lieferte es dem Direktor nicht aus und verbarg dasselbe in einem unbeachteten Augenblick im Brustausschnitt meines Kleides. Oder an meinem Herzen – wenn du willst!

Ich kam von diesem Briefe nicht mehr los, und ich las ihn immer und immer wieder, in meinem Dachfachkämmerlein, oder auf einem einsamen Seebänkchen während meiner Freistunde.

In zehn Tagen war dann Saisonschluss. Ich reiste nach Hause, und am Tage nach meiner Ankunft schrieb ich dir...»

...Die Frage war für mich nun müssig geworden, aber ich tat sie doch noch: «Du hast das Inserat wohl gar nie gelesen?»

...«Nein! Ich habe mich auch nicht mehr darum bekümmert. Ich vermute nur, dass mich Xander darin als „Schöne Elvira“ herausgestrichen hat. Hätte es sich sonstwie gegen die Moral verstossen, so würdest du ja gar nicht darauf geschrieben haben, gelt?...»

— — — — —

Man sollte es nicht meinen, aber nach dieser aufklärenden Aussprache war nicht sofort der grosse Friede in unserm Herz. In beider Herz. Leise, ganz leise, aber sichtlich, mussten wir uns etwas Fremdem erwehren, das sich in einem Augenblick zwischen uns geschlichen hatte.

Wir dachten sicher reuig und beschämt das gleiche: Warum mussten wir uns über einen skrupellosen Hoteldirektor und ein Zeitungsinserat, über ein Angebot und eine Offerte, zusammenfinden? Wie schön muss es sein, wo sich die Liebe mit verbundenen Augen in die Arme läuft!

Wir hielten nach wie vor gegen alle Unbilde zusammen, denn wir liebten uns.

Die 10,000 Franken Mitgift vergrub ich am geheimsten Örtchen meines Innersten. Hanny sollte ihrer Lebtag nie etwas davon erfahren.

Unsere Heirat konnte möglich werden, indem mir Hanny das Bureaufräulein ersetzen würde und ich dessen Salär ersparte.

In der Folge wurden aber die zunehmenden Verfeindungen in der Stadt, Hannys wegen, unerträglich. Sogar meine nächsten Verwandten machten Front gegen mich.

Ich trotzte eine Zeitlang, aber ich hielt schliesslich nicht durch. Ich wich. Aber nicht von Hanny. Sondern von der bösen Stadt. Und an einem goldigen, schönen Frühlingmorgen fuhr ich mit dem Erlös des verkauften Geschäftes und einer lieben, kleinen Braut in die lachende Ferne hinaus. An einen blauen Schweizersee.

Existenzlos, optimistisch, glücklich, heirateten wir in einem kleinen, verwunschenen Kirchlein und taten uns einige Wochen lang in einem möblierten, lauschigen Nestchen als geniessende spazierende « Fremde » gütlich.

Bei allem Faulenzen behielten wir aber helle Augen und wache Ohren.

Die Geschäfterei an den Fremdenplätzen stand damals noch in Blüte, und



Rickenbach

Bleistiftzeichnung

mit ein bisschen Betriebsgeld und ein paar Schachteln war bald ein Laden eingerichtet. Der Zufall liess uns am rechten Ort und im rechten Moment zugreifen, und unser « Maison » kam sofort in gute Fahrt. Neben dem Glück war unser Erfolg vorab der liebenswürdigen, talentierten Bedienungsweise Hannys zuzuschreiben. Das junge, hübsche, sprachenkundige Frauchen, das mit der Noblesse so gut umzugehen verstand und im Eifer irgendeiner anspruchsvollen Fremden den Mond vom Himmel zu holen versucht hätte, genoss die Sympathie unserer zunehmenden Kundschaft.

Es ging uns gut... Die Aussteuer bauten wir nach und nach aus den Ersparnissen auf, denn von zu Hause hatte Hanny auf nichts zu rechnen. Als sie einmal, noch in unserer Flitterwochenzeit, ein Bett reklamierte, sandte uns der

Vater solches mit fünfzig Franken Nachnahme. Die verlotterten Matratzen versenkten wir im See. Die Tränen der jungen Frau küsste ich weg.

Viele, viele Jahre lang war unsere Ehe ein Fest. Nein, Arbeit und Fest. Denn wir schafften und genossen. Ferien und Reisen, Jahr für Jahr, in unserm lieben Vaterland und im Ausland, wechselten ab.

Wir errangen uns ein schönes Vermögen und ein prächtiges, habliches Haus. Und wir konnten den Segen später mit einem Kinde teilen, dem wir Adoptiveltern wurden.

Dann, mit Kriegsbeginn, wandte sich das gute Geschick von uns ab. Unsere Ware kam ausser Mode. Die Nachfrage setzte fast ganz aus, und das Lager entwertete sich. Die Fremden blieben zum Grossteil weg, und was noch kam, kaufte nicht mehr. Wir verloren an der Währung ausländischer Guthaben und Anla-

gen. Verloren auf alle Seiten... Ein Branchenwechsel ging fehl. Es gelang uns nichts mehr... Schliesslich, nach einem Dritteljahrhundert, flohen wir die Stadt, wo es uns einmal so gut ging, um wenigstens mit den Trümmern des Vermögens auf einem kleineren Erdenplätzchen noch auszukommen.

Hanny blieb immer rank und zart und hübsch. Und man gab ihr immer «zehn Jahre weniger»! Aber sie hatte an dem neuen Heimatörtchen oft traurige, verweinte Augen, und in ihrem dunkeln Haar wurden es der weissen Fäden immer mehr.

Nun ist sie gestorben. Nach kurzem Unwohlsein – ich glaubte sie gar nicht recht krank – schmerzlos, friedlich. Fast unvermerkt... Sie ruht auf einem kleinen Höhenfriedhof, und ich bin jede freie Stunde bei ihr. Wenn Schnee auf ihrem Hügel liegt, so schreibe ich mit dem Finger «Hanny» hinein...

FALLENDEN LAUB

Von Emma Birkmaier

Von allen Bäumen tropft ein goldner Regen —
Ein leises, sanftes Fallen, wie im Traum.
So lässt sein Farbenkleid ein jeder Baum,
Um willig es der Erde hinzulegen.

Nun stehn sie frierend da, steif und entblösst.
Doch ruhvoll nicken sie zur Erde nieder;
Sie wissen: Frühling bringt in Fülle wieder,
Was unsre Mutter nun hat eingelöst.

Wir Menschen waten durch die farb'ge Fülle;
Wir schreiten hin und denken gar nicht viel —
Wir schauen andachtslos — und nennen's „Spiel“ ...
Warum fehlt uns Vertrauen und guter Wille?